Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 51. Posen, den 18. Dezember. 1892.

Nur ein Schaffner.

Von Georg Paysen Petersen.

In einem jener engen Höfe, die glücklicherweise in Hamburg immer seltener werden, hockte auf einer Treppenstufe die kleine Marie. Ihr verschossenes Kattunröckchen hatte sie über den Kopf geschlagen, so daß nur das Stumpfnäschen und die beiden blauen Augen herausschauten. Sie weinten bittre Zähren, diese lieblichen Kinderaugen, und die ganze Gestalt des achtjährigen Mädchens durchschauerte der Frost.

Es regnete ununterbrochen: es regnete so unaufhörlich, wie es in Hamburg im November stets regnet. Nur bis an die Ecke der nächsten „Twiete" war die kleine Marie gelaufen, und doch war ihr Kleidchen völlig durchnäßt. Jetzt saß sie frierend auf der kalten Steinstufe, und der Wind preßte die nassen Fähnchen, die ihr als Kleidung dienten, fest gegen die hageren Glieder des Kindes, das sich nicht getraute, zur Mutter zurückzukehren.

Mit harten Worten hatte die Hökerfrau das Kind abgewiesen, das von der Mutter geschickt war, Brot zu holen. „Sag man Deiner Mutter, sie soll erst das Brot bezahlen, das nu all vierzehn Tage angeschrieben steht; ich kann ihr nix mehr borgen: ich krieg das Brot auch nich geschenkt;" so hatte die Hökerin das Kind angefahren.

Es mag wohl wahr sein, daß ein Kinderherz nur selten fühlt, wie tiefe und schmerzhafte Wunden die Sorge bohrt; denn es ist ein Vorrecht der Jugend, daß vor ihr die Sorge ihr bleiches Haupt verhüllt. Die kleine Marie aber genoß dieses Vorrecht der Kindheit nicht. Seit vielen Wochen hatte das verhärmte Gesicht der Mutter kein Lächeln erhellt, und auf dem einst so heiteren Antlitz des Vaters lag seit Monden steinerner Ernst. Das sah Marie täglich; die Thränen der Mutter, die stumme Verzweiflung des Vaters redeten eine Sprache, die das kluge Mädchen verstand, und aus den Worten der Eltern hörte Mariechen nur allzubald heraus, daß es dem Vater nicht gelingen wollte, Arbeit und Verdienst zu finden. Kinder sehen gewöhnlich viel schärfer und sind weit klüger, als die Eltern glauben. So kannte denn auch Marie die Noth ihrer Eltern, und deshalb weinte sie und scheute sich, der Mutter die Worte der hartherzigen Hökerfrau auszurichten.

Da nahte eiligen Schrittes ein schmächtiger Mann, hob das Kind von den kalten Steinen empor und küßte es innig auf Mund und Stirn. Die Arme des Mädchens umschlangen den Hals des Mannes, und das blonde Lockenköpfchen schmiegte sich zutraulich an die Wange des Vaters, der — noch keuchend vom schnellen Gange durch das Regenwetter — sein Töchterchen an sich preßte und mit ihm die drei engen Sahltreppen erklomm, die zu seiner Wohnung führten.

„Endlich, Mutter, endlich!" rief er seinem Weibe entgegen. Schluchzend warf sich ihm Frau Martha an die Brust, und während die beiden Eheleute einander anblickten und bald weinten, bald lachten, kletterte der kleine fünfjährige Fritz an den langen Beinen seines Vaters hinauf und haschte nach der rechten Hand des Mannes. „Nu wünsch' ich mich zu Weihnachten eine Blase!" rief der kleine Schelm freudestrahlend; denn auch er hatte begriffen, daß in diesem Augenblick eine Wendung sei, und daß seine lang verhaltenen Wünsche sich jetzt wieder hervorwagen dürften.

„Walther," redete Frau Martha ihren Mann an, „nun setze Dich und erzähle uns alles," und Walther Fischer ließ sich auf das ärmliche Sopha nieder, hob seinen Jungen auf, küßte ihn und setzte ihn vor sich auf das Knie, zog Mariechen an seine linke Seite und die Frau an die rechte und — schwieg. Seine Blicke wanderten von dem einen zum andern, als könne er sich nicht satt sehen an den Gesichtern, die seit langer Zeit nicht so beglückt ausgesehen hatten, wie in diesem Augenblick.

„Ja, Mutter, ich habe endlich Arbeit bekommen," sagte er dann, nachdem er sich ein Weilchen des Anblicks erfreut hatte; „doch es ist kalt hier, bitterlich kalt, und hungrig seid ihr gewiß auch alle. Ich habe einen guten Freund gefunden aus früheren, besseren Zeiten; der hat mir fünf Thaler geliehen für den ersten Anfang, und die Kaution hat er auch für mich gestellt."

„Welche Kaution?" fragte Frau Fischer.

„Ich bin angenommen als Schaffner bei der Pferdebahn; morgen soll ich antreten," entgegnete Walther und legte seiner Frau fünf Thaler auf den Tisch. „Nun sorge nur erst einmal für eine warme Tasse Kaffee und für Brot."

Während Frau Fischer die nöthigen Einkäufe besorgte, in dem eisernen Stubenofen ein Feuer entfachte, den Kessel mit Wasser an das Feuer rückte und den Tisch anrichtete, war ihr Mann vor Erschöpfung in der Ecke des Sophas entschlummert. „Papa schläft", hatte Mariechen dem Bruder zugeflüstert, und die beiden Kinder verhielten sich mäuschenstill; Walther Fischer aber träumte sich hinüber in die neue Laufbahn, die — dritte, welche er einschlug.

Er war Lehrer gewesen und hatte seines Amtes mit Treue gewartet, war auch nicht ungeschickter als hundert andere, die in Hamburg das Schulamt versahen, ohne eigentliche Berufsbildung genossen zu haben. Da ward ein neues Schulgesetz erlassen, und die jüngeren der in einem Seminar nicht vorbereiteten Lehrer wurden ihrer Stellungen enthoben, nur die älteren und erfahrenen verblieben in ihrem Amt und wurden

allmählig in feste Stellungen und zu Hauptlehrern befördert. Walther Fischer trat, wie es die meisten seiner jüngeren Amtsgenossen thaten, in das neugegründete Schullehrerseminar seiner Vaterstadt ein, in der Hoffnung, durch Erwerb einer gründlichen Fachbildung seine Zukunft zu sichern. Er war nicht von hervorragender Begabung, aber er besaß eisernen Fleiß und arbeitete unermüdlich, um die Lücken in seiner Bildung auszufüllen. Sein Körper — bereits geschwächt durch die in zu jugendlichem Alter ertragenen Beschwerden des Lehrerberufs — erlag den Anstrengungen des Studiums, und nach kaum einem Jahre fiel Fischer in eine schwere und langwierige Krankheit. Als er endlich genas, mußte er auf den Rath der Aerzte den Lehrerberuf aufgeben, mit tiefem Weh im Herzen entsagte der Jüngling. Das Studium und seine Krankheit hatten die größere Hälfte des Erbtheils verschlungen, das seine Eltern ihm hinterlassen hatten, mit dem Reste gründete Fischer eine Papierhandlung. Trotzdem er nicht kaufmännisch geschult war und es ihm überdies an manchen Eigenschaften fehlte, die ein Kaufmann, die selbst der geringste Krämer nicht entbehren kann, trotzdem sich also Fischer für seinen neuen Beruf wenig eignete, schien ihm anfänglich das Glück zu lächeln. Er heirathete und war während der nächsten Jahre der glücklichste Mensch, den man sich denken kann. Bescheiden in seinen Ansprüchen an das Leben, reichte der Ertrag seiner Handlung aus, ihn und die Seinen zu ernähren, bis dann das Unglück wieder über ihn hereinbrach; Krankheiten seiner Frau und der beiden Kinder, mit welchen sie ihn beschenkt hatte, rafften alles Erworbene dahin, und da Fischer über der Pflege seiner Lieben das Geschäft vernachlässigte, ging auch dieses zu Grunde. So befand sich die Familie jetzt in großem Elend. Zu schwerer körperlicher Arbeit fehlte es Fischer an Kraft, und seine Bemühungen, in einem kaufmännischen Geschäft Anstellung zu finden, blieben erfolglos. Wie viele theilten in der großen Handelsstadt mit ihm diesen Wunsch, wie viele mußten sich Tag für Tag abweisen lassen, Tag für Tag von der Hoffnung auf bessere Zeiten zehren. Da endlich gelang es dem fast Entmuthigten mit Hilfe eines Freundes, eine Stellung als Pferdebahnschaffner zu erlangen. Das Gespenst der Sorge, das ihn seit Monaten verfolgt hatte, war endlich von ihm gewichen. Als er den Seinen die Freudenbotschaft gebracht, die Freudenzähren im Auge seines Weibes und die glückstrahlenden Mienen seiner Kinder gesehen hatte, als die schwere Last der letzten Wochen endlich von seinen Schultern gewälzt war, da machte sich die übermäßige Erschöpfung geltend, und Fischer versank in einen festen Schlaf, den zu stören Frau und Kinder Scheu trugen.

Die hungrigen Kleinen waren längst von der Mutter gespeist und zu Bett gebracht worden, der Abend längst der Nacht gewichen, und immer noch saß Fischer schlafend in einer Sophaecke. Da legte Frau Martha sanft ihre Hand auf die Stirne des Mannes. „Nummer 187" rief der Träumende aus und erwachte vom Schall der eigenen Stimme.

„Was ist's mit Nr. 187?" fragte die Frau den Erwachenden, der sich schlaftrunken die Augen rieb. „Ja so!" entgegnete Fischer, „mir träumte nur; Nummer 187 ist meine Nummer als Schaffner, die ich von morgen ab an der Mütze tragen werde; — Nummer 187, das bin fortan ich!" fügte er bitter lächelnd hinzu. —

Frau Martha ahnte wohl, was in der Seele ihres Mannes vorging, aber sie war eine verständige Frau, die nicht durch müßiges Geschwätz ihrem Manne die Ausführung seines Entschlusses noch erschweren wollte; sie fragte daher der Sache nicht weiter nach, küßte ihren Mann herzlich und sprach: „Iß nun, Walther, damit Du Dich ins Bett legen kannst; es ist bald zwölf Uhr, und Du mußt morgen vermuthlich zeitig heraus."

„Um sechs Uhr spätestens," entgegnete Fischer; „um dreiviertel auf sieben müssen wir zum Appell antreten; wer nicht erscheint, oder sich verspätet, hat fünfzig Pfennig Strafe zu zahlen." —

Am andern Morgen trat Fischer seinen Dienst an. Der Appell war beendigt und ihm der letzte Wagen angewiesen worden, der vom Bahnhofe zur Stadt fuhr. Bis zur Abfahrt waren es noch zwei Stunden. Während dieser Zeit hatte Fischer seinen Wagen zu reinigen, die Polster auszubürsten, die Messingstangen blank zu putzen, kurzum für die Bequemlichkeit der zu erwartenden Fahrgäste zu sorgen. In einer Stunde war diese Arbeit verrichtet; den Rest der Zeit benutzte Fischer, um sich im Gespräch mit seinen neuen Kameraden über dieses und jenes Auskunft ertheilen zu lassen; dann trat er seine erste Fahrt an, in strömendem Regen und stürmendem Novemberwetter.

Schon nach wenig Augenblicken war der Wagen von Geschäftsleuten besetzt, die zur Stadt wollten, und immer von neuem drängten sich die Leute heran. „Voll, meine Herren, voll!" rief Fischer den Ungeduldigen entgegen, sprang auf das Trittbrett, steckte das roth-weiße Fähnchen heraus, das den gefüllten Wagen äußerlich kennzeichnet und gab das Glockenzeichen zur Abfahrt. „Grober Kerl, das!" hörte er einen der Zurückbleibenden sagen, und doch Fischer sich bewußt, genau nach der Vorschrift gehandelt zu haben; denn jede Ueberfüllung des Wagens ward an den Schaffnern mit einer Geldstrafe geahndet.

Der Wagen rollte davon, und der neue Schaffner machte sich daran, die Fahrgelder einzusammeln. „Wie weit wünschen Sie zu fahren, mein Herr?" fragte er.

„Holstenthor!" entgegnete der Angeredete kurz und zahlte zwanzig Pfennige. Fischer riß eines der blauen Zettelchen aus seiner Rolle und reichte es dem Fahrgaste zugleich mit fünf Pfennigen, die er seiner Geldtasche entnahm. Der Herr winkte nachlässig mit der Hand, was so viel bedeuten sollte, als daß er es nicht der Mühe werth halte, das Geldstück anzunehmen und dem Schaffner ein Geschenk damit machen wolle. Fischers Hand bebte, und sein Gesicht erbleichte, es waren die ersten fünf Pfennig „Trinkgeld", die ihm geboten wurden, und er war die Demüthigung, dergleichen kleine Geschenke annehmen zu müssen, noch nicht gewohnt. Von seinem Tagelohn, der nur zwei Mark und vierzig Pfennige betrug, würde er mit Frau und zwei Kindern nicht leben können, das hatte sich Fischer zwar schon gesagt, als er seine Stellung antrat; er wußte, daß er auf die Mildthätigkeit seiner Fahrgäste angewiesen sei; aber er hatte doch nicht erwartet, daß es ihm so viel Ueberwindung kosten würde, diese kleinen Gaben anzunehmen. Der Gedanke an Weib und Kinder half ihm indessen das Gefühl der Beschämung niederkämpfen; erröthend legte er die Hand an die Mütze, um dem Geber dadurch seinen Dank zu erkennen zu geben.

Fahrgäste verließen den Wagen, andere kamen. In der Stadt sprang ein Bursche in schmierigem Arbeitskittel, einen Korb mit Farbetöpfen und Pinseln auf der Schulter, auf das Trittbrett des Wagens. Fischer verwehrte ihm den Eintritt mit den Worten: „Ich darf Sie leider nicht mitfahren lassen." „Nanu", entgegnete der Bursche, „ich bin doch nich duhn." „Gewiß nicht; aber Sie würden den übrigen Passagieren die Kleider verderben." „Da guck mal einer den hochnäsigen Kerl an," rief der Bursche, „sag mal, mein Jung, wer hat Dich denn eigentlich die feinen Kledatschen geschenkt, Du hast doch früher auch nix nich gehabt?" Damit entfernte sich der freche Geselle; die Fahrgäste lachten über seinen „Witz", und Fischer stimmte in dieses Lachen mit ein.

Als der Wagen zum dritten Male aus der Stadt zurückkehrte, hoffte Fischer an der Endstation seine Frau zu finden, die ihm dahin das Mittagessen hatte bringen wollen. Frau Martha war aber nicht dort und kam erst nach fünf Minuten, am linken Arm den Korb mit Lebensmitteln, an der rechten Hand ihr plauderndes Söhnchen. „Mein liebes Herz", redete Fischer seine Frau an, „Du mußt immer zur rechten Zeit hier sein; wir haben nur 17 Minuten Tischzeit." „Sei nicht böse, Walther", entgegnete Frau Martha; „ich werde Dich nicht wieder warten lassen." Damit setzte sie sich zu ihrem Manne auf die rohe Holzbank, die am Wege stand, und Walther verzehrte mit gutem Appetite im Freien sein Mittagsmahl, ohngeachtet des Regens, der immer noch nicht aufgehört hatte. Fritzchen stand neben dem Vater, schaute ihm zu und lachte vergnügt, wenn dieser dann und wann eine Kartoffel in sein Mäulchen wandern ließ.

„Du, Papa", sagte er plötzlich, „weshalb setzen wir uns denn nicht in Deinen Wagen?"

„Weil es dort dann nach Bratkartoffeln und Kohl riechen würde, mein Junge."

„Das riecht aber doch schön, Papa.“

„Ja, Fritz; aber die Herren, die hernach in dem Wagen fahren, mögen es nicht gern riechen.“

„Sind die aber dumm!“ entgegnete Fritz in kindlicher Einfalt.

Fischer küßte seinen Jungen und bat Frau Martha, den Kaffee heute nachmittag durch Mariechen zu schicken, damit er auch sein Töchterchen einmal sehen könne; denn wenn er am Abende heimkehren würde, lägen die Kinder längst im Schlafe. So geschah es denn auch; der Nachmittag und der Abend verliefen wie der Morgen, nur das Wetter schlug um: der Regen hörte auf, und ein eiskalter Nordost fegte durch die Straßen, so daß den durchnäßten Schaffnern das Zeug auf dem Leibe trocknete. Endlich war Mitternacht vorüber, und um dreiviertel auf ein Uhr fuhr Fischers Wagen in den Stall; 17 volle Stunden hatten Kutscher und Schaffner ununterbrochen ihren Dienst verrichtet; nein — nicht ununterbrochen; denn 17 Minuten Mittagsrast waren ihnen vergönnt gewesen, volle 17 Minuten!

(Schluß folgt.)

Geistesgegenwart einer Frau.

Aus dem Englischen von Reg. Fürst.

Folgende Episode aus dem Leben der berühmten Sängerin Mad Vestris ereignete sich im Winter des Jahres 1847, als der Stern ihres Ruhmes immer noch im hellsten Glanze strahlte, trotz ihrer fünfzig Jahre. Sie hatte kurze Zeit vorher den bekannten Charles Mathews, den Jüngeren, geheirathet und weilte in seiner Gesellschaft in Paris. Der Hauptzweck ihres Pariser Aufenthaltes galt dem Engagement einer Ballettruppe für ein neues Schauspiel, welches in einem der großen Londoner Theater unter ihrer vereinigten Leitung in Vorbereitung war.

Der Zufall wollte es, daß die Ausführung ihres Vorhabens Mr. Mathews allein anheim fiel, da seine Frau infolge einer Fußverstauchung an jeder Mitbetheiligung verhindert war. Sie befand sich als unfreiwillig Gefangene in ihrem Hotel in der Rue Sainte Honorée, wofür sie die tröstliche Entschädigung genoß, ihre Verehrer, deren es bald in Paris so zahlreiche gab, wie in London, bei sich empfangen zu dürfen.

Eines Abends befand sie sich allein in dem kleinen aber eleganten Salon, welcher zu den angrenzenden Wohnräumen führte. Ihre Kammerzofen hielten sich in einem der nächsten Zimmer auf, von wo sie dann und wann das Bellen ihrer beiden kleinen Wachtelhündchen, Flock und Ploß, hören konnte, welche die Künstlerin stets auf ihren Reisen begleiteten.

Bei der Lektüre einer Morgenzeitung wurde ihre Aufmerksamkeit schon nach einem kurzen Ueberblick von dem ersten Artikel gefesselt; denn er besprach ein Ereigniß, welches ganz Paris schon seit einer Reihe von Tagen in Aufregung und Spannung erhielt. Eine Anzahl von Einbrüchen hatte in kurzen Zwischenräumen stattgefunden, ohne daß deren Urheber entdeckt werden konnte. Es ging mit ziemlicher Gewißheit aus einer charakteristischen Uebereinstimmung bei allen jenen Verbrechen hervor, daß sie das Werk ein und desselben Thäters waren. Seine bevorzugte und in der That einzige Methode bestand darin, sich in die Schlafzimmer vornehmer und reicher Damen einzuschleichen und sich, wenn jene in festem Schlafe lagen, ihrer Schmucksachen und anderer Werthgegenstände zu bemächtigen. Wenn sein Opfer zufällig erwachte, hatte er nicht vor der Anwendung von Gewalt zurückgeschreckt, um sein ruchloses Ziel zu erreichen.

Der einzige Schlüssel zur Entdeckung des Verbrechers lag in der Kenntniß, daß er an der linken Hand nur zwei Finger hatte — ein Umstand, der von einer Dame bemerkt worden war, die die Geistesgegenwart gehabt hatte, sich bewußtlos zu stellen, während sie im Halbdunkel ihres Boudoirs seine verbrecherischen Operationen heimlich beobachtete. Eine Panik herrschte infolgedessen unter allen für reich bekannten Damen, und sarkastische Aeußerungen fielen von allen Seiten über die Unzulänglichkeit des Polizeiapparats.

Mad Vestris war eine Frau von ausnahmsweise großer Geistesgegenwart, trotzdem konnte sie sich eines kleinen Schauers der Furcht nicht verwehren, als sie nach Beendigung ihrer Lektüre durch den Salon zur Thür ihres Boudoirs hinkte, in der Absicht, ihre Zofen zu rufen und sich für die Nacht zurückzuziehen.

Bevor sie in ihr Boudoir trat, wendete sie sich noch einmal um, um die Wachslichte eines Kandelabers auszulöschen, die noch außer der kleinen Lampe, bei welcher sie gelesen hatte, brannten. Der Kandelaber stand auf einer Säule und warf einen hellen Schein über den Fußboden, so daß der Schatten der umherstehenden einzelnen Möbel sich deutlich auf dem Getäfel desselben abhob, besonders derjenige des großen Tisches, vor welchem sie bis jetzt gesessen hatte.

Als sie einen letzten Blick über das Zimmer warf, wurde sie plötzlich von Entsetzen ergriffen; denn sie bemerkte, direkt vor ihrem Fußschemel, den deutlich markirten Schatten eines unter dem Tisch zusammengekauerten Mannes. Sie verblieb äußerlich ruhig, ihr Grauen aber stieg aufs Höchste, als sie das Abbild einer Hand mit nur zwei Fingern wahrnahm, oder wahrzunehmen glaubte. Sie war überzeugt, daß der mysteriöse Verbrecher, dessen Greuelthaten die Stadt unsicher machten, dort versteckt lag und wahrscheinlich den ganzen Abend über gelegen hatte, in unmittelbarer Berührung mit ihrem Gewande.

Nachdem Madame Vestris durch eine schnelle und schreckhafte Folgerung, die jedes Weib begreifen wird, diese Ueberzeugung gewonnen hatte, war sie für einen Moment fast versteinert. Sie wußte, wie allbekannt die Pracht und Kostbarkeit ihrer Juwelen war, und daß man ebenso genau in Paris von ihrer Gewohnheit unterrichtet war, die Schmucksachen stets in einer Cassette neben ihrem Bette aufzubewahren. Sie pflegte sich immer zeitig zur Ruhe zu begeben, während ihr Gatte durch seine Pflichten oft bis zur späten Nachtstunde vom Hotel ferngehalten wurde. Ihre Mädchen schliefen am weiter gelegenen Ende eines äußeren Korridors, so daß sie während einer beträchtlichen Zeit buchstäblich allein im zweiten Stockwerk des Hotels war.

Mit allen diesen Einzelheiten hatte der Räuber sich jedenfalls vertraut gemacht und wartete nun die Gelegenheit ab, sein verbrecherisches Vorhaben auszuführen, das möglicherweise mit Mord abschließen konnte. Diese Gedanken und Schlüsse durchkreuzten mit Blitzesschnelle Madame Vestris' Hirn, dann aber erlangte sie durch äußerste Selbstbeherrschung nicht nur ihre Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit wieder, sondern entwarf sogar rasch einen Plan, sich selbst aus der Gewalt des gefährlichen Eindringlings zu befreien und ihn durch List zu fangen.

Ohne die Lichte auszulöschen, begann sie eine leichte Opernmelodie zu trällern, während sie ihren Platz wieder einnahm und die silberne Tischglocke berührte, durch welches Zeichen sie nach ihrer Gewohnheit ein oder das andere ihrer Mädchen zu sich zu beordern pflegte. Sie that dies mit einer Anwandlung tödtlicher Furcht; denn wenn möglicherweise ihre beiden Hündchen die Dienerin begleiteten, würden sie mit ihrem feinen Spürsinn die Anwesenheit einer fremden Person sofort aufschnüffeln, und der Räuber, sich entdeckt sehend, würde dann wohl unverzüglich zum Angriff schreiten. Glücklicherweise erschien das gerufene Mädchen ohne die Hunde, die sich in einem der entlegneren Gemächer zum Schlaf niedergelegt hatten.

„Adele,“ sagte Madame Vestris, „denken Sie, daß das Geschäft des Juweliers Vernac in der Rue des Italiens noch geöffnet ist?“

„O ja, Madame,“ erwiederte das Mädchen, es ist ja heute Sonnabend, wo alle Läden erst um zwölf Uhr Nachts geschlossen werden, und jetzt haben wir erst ein wenig nach zehn.“

„Dann können Sie sofort einen Auftrag für mich ausrichten,“ fuhr die Künstlerin fort. Er besitzt ein kostbares Diamant-Collier und das mit Saphiren und Brillanten geschmückte Diadem zur Reparatur, welche Gegenstände er mir zu heute Abend zurückzuliefern versprach. Ich werde nicht schlafen gehen, bevor ich sie nicht neben meinem Bette weiß. Er möge sie mir also unbedingt durch einen seiner Leute wieder zustellen, gleichviel ob reparirt oder nicht. Bringen Sie mir das Schreibzeug aus meinem Boudoir!“

Adele that, wie ihr geheißen, worauf Madame Vestris mit fester Hand, noch immer ihr Liedchen summend, folgende Zeilen niederschrieb:

„Mein Herr! — Der zweifingerige Schurke liegt versteckt unter demselben Tische, an welchem ich jetzt dies schreibe, ohne den geringsten Verdacht, daß ich von seiner Anwesenheit etwas weiß. Requiriren Sie sogleich Polizeimacht und verlieren Sie keine Zeit, zu eilen, zu — Madame Vestris.“

„Hier!“ sprach die heroische Sängerin, den Brief ihrer Dienerin überreichend; „Dies wird mir meine theuren Juwelen sicher ohne Aufschub zurückschaffen und zu gleicher Zeit dem unpünktlichen Monsieur Vernac eine kleine Lektion geben. Nehmen Sie etwas kleines Geld, benutzen Sie den ersten besten Fiaker und seien Sie so schnell als möglich wieder zu Hause.“

Adele war eben im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als ihre Herrin in plötzlicher neuerwachter Furcht bei dem Gedanken, mit dem verwegenen Patron allein zu bleiben, sie zurückrief. „Bevor Sie gehen“, sagte sie mit angenommener Sorglosigkeit, „holen Sie mir Marie zur Gesellschaft; ich möchte sehen, ob sie schon einige Fortschritte in der Stickerei gemacht hat, die ich sie in London lehrte.“

„Ich bedaure, Madame“, entgegnete Adele, „Marie nahm sich die Freiheit, heute schon etwas zeitiger zu Bett zu gehen.“

„Dieses träge, kleine Ding“, rief die Dame lachend, „aber es

schadet nicht, ich muß mich dann während ihrer Abwesenheit allein amüsiren, indem ich meine Partie aus dem neuen Stück noch einmal durchprobe."

Adele entfernte sich, und Madame Vestris blieb allein — allein mit dem gefürchteten Banditen, der durch eine einzige zufällige, unkluge Bewegung ihres Fußes, oder selbst durch ein verrätherisches Zittern ihrer Stimme aus seiner jetzigen Unthätigkeit zum teuflischen und mörderischen Vorhaben geweckt werden konnte, welcher bloße Gedanke das Blut in ihren Adern gerinnen machte.

Aber sie hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, eine Rolle zu spielen, die sie nie zuvor im Leben gespielt hatte, und meisterhaft führte sie dieselbe bis zum Schlusse durch. Sie rezitirte die Strophen ihrer Partie immer und immer wieder, sie sang, sie trillerte, sie jubilirte in einer Weise, welche ein Auditorium von Tausenden zu entzückter Bewunderung hingerissen haben würde, und alles dieses für jenen einzelnen Verderben brütenden, im Versteck lauernden Zuhörer, dessen unterdrücktes Athmen sie manchmal zwischen den Pausen ihres Gesanges zu vernehmen wähnte, und den sie nur auf Handbreite von ihren zitternden Gliedern entfernt wußte.

Während aller dieser erzwungenen Heiterkeit und Unbefangenheit war sie die Beute einer solchen geheimen und nervösen Angst, wie sie in ähnlicher Intensiät nur von einem ganz feinfühlenden Weibe nachempfunden werden kann. Die Sekunden dehnten sich zu Minuten, die Minuten zu Stunden, und als sie schließlich ihre Stimme gründlich erschöpft hatte, sank sie mit einem Seufzer zurück und beruhigte sich selbst, indem sie mit leiser und melodischer Stimme vor sich hinsummte. Endlich, nach Verlauf einer Stunde, obgleich sie ihr eine Ewigkeit dünkte, hüpfte ihr Herz vor Freuden hoch auf, als sie ein Gerassel von Rädern vor dem Hotel hörte.

Einige Augenblicke später betrat Adele das Zimmer, jedoch mit einem so zaghaften Blick, daß ihre Herrin schon einen Mißerfolg vermuthete; aber Adele hatte selbst ein wenig von einer Schauspielerin an sich, so daß man ihrem Auftreten nicht anmerkte, daß sie von denjenigen gefolgt wurde, welche Rettung und Erlösung brachten. Fast augenblicklich postirten sich drei Polizisten in dem Salon, denen sich nicht allein Herr Vernac, der Juwelier, sondern auch Mr. Mathews, der Gatte der Madame Vestris, anschloß, den sie vor einem Theater zufällig getroffen hatten. Sobald die heldenmüthige Frau ihres Gatten ansichtig ward, flog sie mit einem krampfhaften Aufschrei in seine Arme, dabei so vollständig an ihr verstauchtes Fußgelenk vergessend, daß sie dies noch lange nachher nicht begreifen konnte. Gleichzeitig kehrten die Polizisten den Tisch um und packten den darunter verborgenen Verbrecher. Er setzte sich verzweifelt zur Wehr; denn er war ein kräftiger Raufbold und bis zu den Zähnen bewaffnet, aber nach kurzem Kampfe war er überwältigt und saß hinter Schloß und Riegel, nachdem die Heldin in kurzen Worten berichtet hatte, wie sie seine Gegenwart entdeckt und durch welche Kriegslist sie ihn ins Netz gelockt hatte.

Der Verbrecher entpuppte sich als ein gewisser Dufresne, ein Galeerensträfling aus Toulon, der im Süden Frankreichs schon einen gefürchteten Namen hatte, und der nun seine Karriere mit einer Reihe schwerer Verbrechen vervollständigte. Ein zäher, abgehärteter Schurke, entbehrte er nicht einer gewissen Originalität und soll bei seiner Verurtheilung mit vieler Nonchalance geäußert haben: „Ich muß schon die Kriegslist verzeihen, die mich ins Verderben gestürzt. Parbleu! Während einer vollen Stunde war ich der einzige Zuhörer der größten Sängerin und Schauspielerin Europa's, welche sich die erdenklichste Mühe gab, mich zu unterhalten."

Im Zeichen der Duse.

Eine Liebesgeschichte von Alfred Friedmann. (Nachdruck verboten.)

Wer sich in die Zunft der Geschichtenmacher begeben, der darf die besten Stoffe nicht verwerfen, da er nun einmal weinen und lachen machen will. Womöglich auf beiden Augen und zu selbiger Stund' zugleich, denn so wollen's die Leute von heute.

In jenen gloriosen Tagen der Signora Duse, als die Cholera eben hinter die Coulissen getreten und die Influenza noch nicht ganz aus ihrem Sommerschlaf erwacht war, als ganz Berlin von unerhörtem Trank süßen Dusels voll, voll jenen Fusels auch, der so lieblich als Lingua toscana aus einer wohllautreichen, harmonisch gestimmten Bocca romana sprudelte . . . da . . .

Da hatte es sich schon längere Zeit ereignet, daß ein italienisches Prachtexemplar eines südlichen Senators auf den Spuren der Duse reiste; etwa wie eine Lerche oder besser eine Krähe hinter den Gesten des Säemannes im Lenze dreinhüpft. Er war ganz Begeisterung. Merkwürdigerweise hatte er von dem Genie seiner Landsmännin spät, erst in Wien, gehört, und, des Deutschen ziemlich mächtig, las er sich in die Panegyriken, die Lobeshymnen der Donau-Enthusiasten derart hinein, daß er für das vom Vater her vererbte Talent der Signora Eleonora ganz Feuer und Flamme, ein ganzes Kunstfeuerwerk wurde. Er sah sie schwindsüchtig, nordisch, diabolisch, ausgelassen, — kurz, als Marguerite, Nora, Clotilde, als Cyprienne und über alle diese Verkörperungen modernster Weiblichkeit hielt er Vorlesungen . . . .

Wem?

Seiner Tochter.

Ah! Sprechen wir von dieser! Sie ist interessanter, als der Herr Senator Cavaliere Rocca di Papamonte aus Calatascibetta auf Sizilien. War dieser klein und schwarz, gelblich von Hautfarbe und mit grünlichen Tigeraugen behaftet — ah — so hatte Signorina Carmosina rothe Lippen so schön wie ihr Name, goldrothblondes Haar, wie es Palma und Tizian und Paris Bordone zu malen liebten. Und Augen — ja, seitdem die Dichter und Romanschreiberinnen das Castalische Wasser durch das Faß der Danaiden rinnen lassen, sind die Gleichnisse, welche zu einfach schönen, tiefblauen Engelsaugen stimmen, so verbraucht, so abgegriffen, daß ein moderner Mann, der auf seine künstlerische Ehre hält, mit so etwas — anständigen, wohlgeschulten Lesern nicht mehr kommen darf! Carmosina war schlank und graziös, sie sprach so gut Deutsch, wie eine Vollblutberlinerin Italienisch und — dann — sie hatte die Duse satt, satt, satt! Je mehr sich ihr Vater in seinen Kunstenthusiasmus verbohrte, desto mehr glich sie jenem Nagel, von dem es heißt, daß ihn ein anderer austreibe; — je mehr er Carmosinen von Eleonoren vorsprach, vorsang, vorpfiff und plauderte, desto eiliger hatte es die Signorina, auf der andern Seite wieder herauszukommen — sie wollte ein- für allemal nichts mehr von ihr wissen.

Denn auch das Schönste und Süßeste stumpft sich ab für die Sinne, wenn zu oft hinter einander genossen, und endlich — Carmosina meinte, fremde Schicksale, fremde Liebschaften, fremde Leiden und Schmerzen seien ja ganz nett und unterhaltend, aber klug würde man doch nur durch eigene Erfahrung, am allerklügsten durch eigene Liebe — und so wollte sie denn endlich einmal auf eigene Faust klug werden.

Gesagt, gethan!

Eines Abends saß sie mit dem gestrengen Herrn Senator Rocca di Papamonte aus Calatascibetta auf Sizilien auf einem rothsammetnen Fauteuil der ersten Parquetreihen des Lessingtheaters in Berlin und sah zum ach wievielten Male — nun, wen? die Duse! Diese hatte eben wieder einmal einen fremden Charakter so angezogen, daß er nun wie ein Handschuh saß — „siccome un guante" — flüsterte der Senator — wieder fuhr sie sich durch die Haare, im Gesicht mit den Händen umher, wie die Knaben auf der Eisbahn, wieder weinte und jauchzte sie innerhalb derselben dreißig Sekunden — da erblickte Signorina Carmosina unweit von sich einen jungen Mann — der war — in ihren Augen bildschön — und — geschehen war's um sie. Es ereignete sich, daß er — schon lange nach ihr hinsah, und die alte Geschichte von Romeo und Julie, von love at first sight — von zwei Seelen und einem Schlag, begann aufs Neue.

Ich bitte die verehrten Leser und Leserinnen durchaus nichts Unmoralisches darin sehen zu wollen, daß der Vater Senatore in der ersten Pause hinausging, theils um seiner Begeisterung einigen Kunst- und Fachverständigen gegenüber Luft zu machen, theils um einige belegte Brödchen mit einem Glas Gerstensaft zu mischen, und daß während dieser Kunstpause die beiden neuen Liebenden sich näherten.

Zuerst mit den Augen.

So starr und sehnsüchtig blickten sie einander an, daß die Wünsche die Entfernung zusammenschrumpfen zu lassen schienen, daß die Sehnsucht sie gleichsam auch körperlich näher brachte. Dabei hatte Carmosina Gelegenheit wahrzunehmen, Ferdinand Mahrheim — ich sehe keinen Grund, seinen Namen zu verschweigen, da er gar nichts zur Sache thut, und später doch genannt werden muß, weil man Liebesleute doch nicht so ungemeldet herumlaufen lassen kann, und der Schwiegervater in spe den Jüngling ein paar Spalten weiter in seiner Wohnung besuchen wird — Ferdinand Mahrheim sei ein bildhübscher Kerl. Ueppiges Lockenhaar wallte ihm bis auf den reinlichen Halskragen, und wenn diese Löwenringeln nicht durchaus auf Künstlerschaft deuteten, so ließen sie doch eine geschonte Jugend voraussetzen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.